



WERTSCHÄTZENDE
HERAUSFORDERUNGEN
HARTMUT LEPPIN

Hartmut Leppin, geboren 1963, studierte in Marburg, Heidelberg, Pavia und Rom Geschichte und Klassische Philologie. Nach Promotion in Marburg 1990 über römische Schauspieler und Habilitation 1995 in Berlin über spätantike Kirchengeschichtsschreibung sowie Stationen in Greifswald, Nottingham und Göttingen lehrt er seit 2001 an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. 2015 erhielt er den Leibniz-Preis der DFG. 2015/16 war er Fellow am Robinson College in Cambridge, 2019 am Institute for Advanced Study; seit 2016 ist er Kuratoriumsvorsitzender des Historischen Kollegs in München. Er hat Monografien unter anderem zu den Frühen Christen und zur Geschichte des Worts Parrhesie verfasst. Sein Schwerpunkt liegt auf der Spätantike in einem weiten Verständnis. Er versucht, sie in ihrer religiösen, kulturellen und sprachlichen Vielfalt zu erfassen, und verfolgt dabei das Ziel, eine Geschichte der Spätantike zu entwerfen, die Eufrasien insgesamt im Blick hat und so weit über das Mediterraneum hinausreicht. – Adresse: Historisches Seminar, Goethe-Universität Frankfurt am Main, Norbert-Wollheim-Platz 1, 60629 Frankfurt a. M., Deutschland. E-Mail: h.leppin@em.uni-frankfurt.de.

Altertumswissenschaftler sind am Wiko selten vertreten. In der Villa Walther untergebracht zu sein, ist für sie eine besondere Herausforderung. Der spätwilhelminische Bau repräsentiert Antikenrezeption *at its worst*. Die Wände des alten, unzerstörten Gebäudeteils sind bestimmt von groben Nachahmungen antiker Kunstwerke, umgeben von fragwürdigen, oft militaristischen Sinnsprüchen, und diese nicht immer in korrektem Latein. Dafür entschädigt der wunderbare Blick ins Grüne, auf den Herthasee und das alltägliche Leben in einer anregenden Gemeinschaft.

Damit ist das Wiko eines von vielen Institutes for Advanced Study, die darauf abzielen, eine ruhige Arbeitsatmosphäre zu schaffen, sodass die Fellows kreativ arbeiten können. Und selbstverständlich tut der überaus freundliche, hilfsbereite, umsichtige Staff des Wiko alles, damit die Fellows ungestört ihren Gedanken folgen können. Das Wiko wird nachgerade zu einem Ort der Regression. Man wird betreut, ob in Fragen des praktischen Lebens, der Bücherbesorgung oder der IT, fast alles wird einem freundlich erleichtert oder gar abgenommen. Manches am Umgang mit anderen Fellows erinnert an Studentenzeiten: Suchte man für eine abendliche Veranstaltung Begleitung, so fand sich leicht jemand, der sich die Zeit nahm. Gelegentlich klingelte noch spätabends ein Fellow, der das Bedürfnis spürte, sich über die Erfahrungen des Tages auszutauschen, oder einen guten Whisky entdeckt hatte. Spontaneität war möglich, wie man sie in Zeiten des Berufslebens selten hat. Es entstand eine große Nähe zu vielen über disziplinäre, weltanschauliche, nationale Grenzen hinweg – wie weit sich dies zu tragfähigen Freundschaften entwickeln wird, wird sich weisen.

Es gelingt, auch den Partnerinnen und Partnern der Fellows das Gefühl zu vermitteln, dass sie vollwertige Gäste sind, die von den Vorteilen etwa bei der Buchbeschaffung profitieren, die aber auch bei allen Debatten involviert sein können und ihre eigenen Akzente setzen. Dadurch wächst der Kreis der Fellows zusammen und wird der Austausch noch reicher.

So schön und hilfreich alles war – mein ursprüngliches Buchprojekt wollte nicht vorankommen. Natürlich arbeitete ich dafür vom ersten Tag an, doch merkte ich rasch: Wer lediglich in stiller Selbstgenügsamkeit an seinem Buch arbeitet, nutzt das spezifische Potenzial des Wiko schlecht. Fast jedes der verbindlichen Mittagessen bedeutet eine intellektuelle Herausforderung, bietet Anregungen, zwingt zum Weiterdenken, sei es über moderne Musik, über klassische Fotografie, über Quellenforschung im 17. Jahrhundert oder über die politische Situation der Zeit – und nicht zuletzt über das eigene Forschungsthema. Anregungen kommen oft unvermutet aus interdisziplinärer Perspektive unter den Bedingungen von *serendipity*, der überraschenden Begegnungen; hinzu treten die berühmten naiven Fragen, die einen erst dazu bringen, sich die Kernprobleme des eigenen Nachdenkens bewusst zu machen. Diese Interventionen, stets wertschätzend vorgetragen, ereilen einen, schrecken einen auf, während man das lecker gewürzte Gemüse oder das zarte Hähnchen genussvoll verzehrt, und wirken umso stärker nach. Und danach mag ein Gespräch über die Qualität der Staubsauger am Wiko (nicht so gut) oder über eine Berliner Theateraufführung (immer spannend) folgen. Doch die Nachfragen zum eigenen Forschungsthema wirken weiter.

So interessant die Diskussion nach meinem eigenen Vortrag am Wiko war, die gelegentlichen, bisweilen nur ganz knappen und unerwarteten Nachfragen bei Tisch nachdem, was ich eigentlich tue, waren irritierender, in einem positiven Sinne. Dass das Vortragsprogramm meistens in vielerlei Hinsicht lehrreich, inspirierend und horizont-erweiternd war, steht außer Frage. Es erlaubt es, die Co-Fellows in anderer Weise kennenzulernen, und ist daher unverzichtbar. Es ist wichtig für die intellektuelle Interaktion und wird bisweilen als das Herz des Wiko bezeichnet, aber es ist näher am akademischen Alltag als die überraschenden Mittagsgespräche, die für mich die Schlüsselerfahrung des Aufenthalts waren und die sich natürlich in zahlreichen anderen Gesprächen fortsetzten.

All diese Begegnungen, Herausforderungen, Nachfragen, Lernprozesse fordern zwangsläufig die Routine des Forschenden heraus; die Weiterarbeit, das Weiterdenken wird angeregt, denn es gibt so viel mehr zu bedenken als ursprünglich geplant. So fördern sie die Offenheit, die im Alltag des Lebens eines Wissenschaftlers, gerade eines arrivierten, leicht zu kurz kommt: die Bereitschaft und den Mut, *out of the box* zu denken.

Ich hatte mir ohnehin ein Thema vorgenommen, das dazu beitragen sollte, ein dezentriertes Bild der Spätantike zu gewinnen. Denn ich hatte in meinem Antrag angekündigt, mich mit Städten zu beschäftigen, die aus Sicht der Römer peripher waren, doch aus Sicht bestimmter Menschen außerhalb des Reiches eine Zentralfunktion hatten, wie Jerusalem für Christen im Kaukasus oder Edessa für die Syrischsprachigen. Als ich damit begann, erweiterte sich das Thema indes unversehens zu einer Beschäftigung mit Formen der Sakralisierung von Kriegen (in meinem Vortrag sprach ich noch vom „Heiligen Krieg“), die besonders in der Peripherie der Reiche eintraten und so das Problem der Zentralität in einer anderen Weise beleuchteten.

Jetzt versuche ich nach vielen Eindrücken am Wiko, natürlich auch nach manchen Lektüren, die Spätantike konsequent in einer eufrasischen Perspektive zu betrachten. Diese Weitung des Blicks hatte sich schon vorher abgezeichnet; das Wiko erwies sich dann als der geeignete Ort, um die Gedanken weiterzuführen, zu erproben und durchzuspielen. Auch wenn ich weitaus weniger Seiten geschrieben habe als geplant, verlasse ich das Wiko mit dem Gefühl, in den eigenen Forschungen deutlich vorangekommen zu sein, auf einem ungeplanten, aber gerade deswegen ertragreichen Weg.

Das Wiko hat sich noch in einer anderen Hinsicht als horizontweiternd erwiesen. Denn es ist ein Laboratorium der Begegnung unterschiedlicher Wissenschaftskulturen in einem Klima der Vertrautheit. Traditionelle Gelehrsamkeit stand neben einem aktivistischen Wissenschaftsstil, den einige Fellows offensiv vertraten. Einige verstanden sich als

public intellectuals, hinzu kamen Künstlerinnen und Künstler verschiedener Richtungen, mit je eigenen Habitusformen. Die Diskussionen auch nach Vorträgen waren nicht immer leicht, wenn bisweilen den von Ambivalenzen geprägten, an Ergebnisoffenheit orientierten Forscherinnen und Forschern moralische Eindeutigkeit und eine übermäßige sachliche Gewissheit gegenübertrat, wenn geschliffene Rhetorik auf grüblerisches Abwägen oder auch poetische Assoziationslust traf. Gelegentlich, gar nicht so selten, sprachen wir auch aneinander vorbei, doch das ließ sich in der Wiko-Kultur auffangen, durch zahlreiche Nachgespräche. Es gab sogar Situationen, die kritisch waren und die hätten eskalieren können, doch dank der wachsenden Vertrautheit, vielleicht auch nur aufgrund des Wissens, dass man sich tagtäglich weiter begegnen werde, gelang es, wenn ich recht sehe, ausnahmslos zu verhindern, dass der Streit in persönliche Verletzungen mündete. Das war eine höchst lehrreiche Erfahrung, zumal die Begegnung so unterschiedlicher Wissenschaftsstile sicherlich künftig viele Universitäten auch in Deutschland prägen wird.

Indem das Wiko das Nebeneinander verschiedener Wissenschaftsstile zu befördern sucht, geht es Risiken ein, die vielleicht nur in einer Einrichtung einhegbar sind, der es gelingt, eine persönliche Nähe zwischen Fellows zu fördern, die nicht nur habituelle und wissenschaftliche, sondern auch politische Grenzen zu überwinden half. Bei allen spürte man das Bemühen, die anderen zu integrieren. So ist das Wiko ein Ort der Versöhnlichkeit und Offenheit.

Und dennoch. Die gewalttätige Gegenwart, die ihre Schatten über alles wirft, prägte auch die Stimmung am Wiko mit: Gewiss, die Wiko-Gemeinschaft war an etlichen Abenden fröhlich und beschwingt, sie feierte Partys und Karneval, gerade um die Schreckensnachrichten bewältigen zu können. Doch die schlimmen, teils grauerregenden politischen Entwicklungen in vielen Regionen, namentlich in der Ukraine und im Vorderen Orient, ließen niemanden kalt. Manche Fellows kamen aus Ländern, die miteinander im Krieg lagen. In bewegender Weise zeigte sich verschiedentlich, dass wechselseitige Empathie, namentlich die Frage nach der Lage von Verwandten gerade in Kriegsgebieten, selbst diejenigen zusammenbrachte, die aus verfeindeten Staaten stammten. Doch auch die einfühlsamsten Nachfragen können das Leid von Verwandten und Freunden nicht lindern.

Die Wahl von Donald Trump zum Präsidenten der USA löste bei den allermeisten Fellows Entsetzen aus und die Konsequenzen waren rasch fühlbar: Die Vereinigten Staaten, für die meisten Forschenden seit Jahrzehnten ein Sehnsuchtsort, entwickelten sich zu einem Ort der Bedrohung von Forschungsfreiheit und unvermittelter Einschnitte.

Europa hingegen, die Region der großzügigen und weltoffenen Finanzierungsmöglichkeiten des European Research Councils, gewann eine neue Attraktivität. Daraus entstanden etliche transatlantische Gespräche, doch das klingt vielleicht zu positiv.

Das Wiko erwies sich immerhin für viele als ein Ort, an dem die, die von Kriegen unmittelbar betroffen waren, etwas Abstand gewinnen und Kraft schöpfen, auch einfach reden konnten. Angesichts all dessen kam es mir bisweilen nachgerade frivol vor, mich mit einem entlegenen historischen Thema zu befassen. Doch war auch zu spüren, dass die Ebene der Wissenschaftlichkeit Gemeinsamkeiten schuf und der Habitus der Forschung half, aktuelle Konstellationen präziser zu analysieren.

Stärker als andere Institutes for Advanced Study, wie jenes in Princeton oder das Historische Kolleg in München, bringt, ja zwingt das Wiko die Fellows dazu, sich auf überraschende Begegnungen einzulassen und die dadurch entstehende Reibung zu ertragen. So hat es ein ganz eigenes Profil unter den vielen IAS. Reibung entstand in dem Jahrgang, dem ich angehören durfte, nicht selten. Auch eine produktive Zerstörung fand bei meinen Forschungen statt. Das war anstrengend und zugleich überaus motivierend und gewinnbringend. Derartige Bekundungen gehören offenbar zum guten Ton, nachgerade zur Topik, der Rückblicke und Abschlussberichte von Wiko-Fellows. Doch scheint es mehr zu sein als ein Stereotyp, denn die spezifische Konstellation des Wiko, seine disziplinäre Vielfalt, seine Diversität, seine Porosität gegenüber politischen Debatten, vor allem die Intensität der Gesprächskultur, schafft ideale Voraussetzungen, um die Bereitschaft zu fördern, einen Neuansatz des Denkens zu wagen. Der Rückblick ist von Dank bestimmt an alle die, die das möglich machen, begleitet von der bangen Frage, was sich von all dem bewahren lässt und wie die Institution sich in bedrängten Zeiten behaupten kann.